

Die Neue Welt



Nr. 50

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Monolog des Prometheus.

Aus: „Maria. Ein Mysterium.“ Von Franz Evers.

Wem Jahre lang am ungeschwächten Herzen
Der Geier Gram mit scharfem Schnabel fraß,
Besiegt sein Schicksal unter all den Schmerzen.
Der trotzt, wie ich, der geilen Göttersonne
Mit ihrem frechen, schwelgerischen Licht.
Bei meinem Herzen! eine höhere Wonne
Leuchtet aus seinem harten Angesicht.
Was können ihm die goldnen Himmel geben?
Ihm, dem die Erde schvesterlich gehört!
In seinen Menschen hat er Licht und Leben,
Die mit ihm kämpfen und die mit ihm beben,
Mit denen er sich brüderlich empört.
Was du nicht hast, das kannst du noch entzogen!
Und wenn der Tod dir erst Erfüllung bringt —

Dann mögen sie erstaunt herunterglozen
Die Seligen, die mit ihrem Lichte prozen,
Und die doch auch die große Nacht verschlingt.
Wenn sie im Untergange stehn und staunen,
Was erdenstolz ein schenkend Herz vollbringt,
Verlieren sie wohl ihre Götterlaunen! —
Selig, der Mensch, der fühlt und sich bezwingt!
Denn ohne Herz sind Die da oben nichts
Als kalte Träger ihres eignen Lichts.
Mit Tausenden, die hier im Dunkel glühen,
Und die mit Thränen ihren Gram genezt,
Die mit mir wollen und mit mir sich mühen,
Hat sich mein Reich der Herzen fortgesetzt —
Und wird wie Feuer durch die Nächte sprühen.

Der Teufelsfinger.

Novelle von Wladimir Korotenko. Deutsch von W. Thal.
(Schluß.)

„Was willst Du von mir?“
„Ich wollte Dich nur besuchen, Du mußt Dich doch allein hier furchtbar langweilen.“
„Ich bin nicht allein, ich bin mit Gott, und in solcher Gesellschaft langweilt man sich nicht. Aber sei trotzdem willkommen, mein Junge.“
Als ich abseits stehen blieb, sah er mich aufmerksam an und sagte dann: „Sprich ganz leise, was für ein Mensch bist Du denn?“
„Was soll ich Dir antworten? Ich bin ein verlorener Mensch.“
„Kann man sich auf Dich verlassen?“
„Ich habe nie Jemand betrogen.“
„Es muß mir Jemand eine Botschaft besorgen und mir die Antwort bringen, willst Du das übernehmen?“
„Wie soll ich denn hinauskommen?“
„Das Mittel will ich Dir schon sagen.“
Er sagte es mir in der That so genau, daß ich, als die Nacht gekommen war, das Gefängniß verließ, wie man die Schwelle seiner Isba verläßt. Als ich die Botschaft gebracht und die Antwort erhalten hatte, kehrte ich gegen Tagesanbruch zurück. Ich muß gestehen, als ich mich wieder beim

Gefängniß sah, klopfte mir das Herz. Wozu sollte ich mir wieder den Strick um den Hals legen?

Das Gebäude ist am Ende der Stadt, zwischen der Landstraße und dem Flusse gelegen. Das Gras schimmerte im Thau, die reifen Aehren des Getreides wogten hin und her, und auf der anderen Seite des Waldes hörte man ein lebhaftes Zwitschern. Vor mir richtete sich das düstere Gefängniß auf; wie ein gemästetes Ungeheuer sah es aus. Und wieder stellte ich mir die unleidlichen Tage vor, die sich da drinnen wie ein langames, endloses Rad abwickelten. Ein wahnsinniges Verlangen erfaßte mich, davon zu laufen und die frische Luft einzuathmen; ich düstete nach Freiheit.

Doch jetzt fiel mir der Alte ein. Durfte ich ihn täuschen? Ich legte mich ins Gras und blieb einige Zeit liegen, um mit mir selbst Rath zu halten. Dann erhob ich mich plötzlich und eilte nach dem Gefängniß, ohne hinter mich zu blicken.

Im Laufe des Tages konnte ich dem Einarmigen die Antwort übergeben, die er erwartete. „Ich danke Dir,“ sagte er strahlend. „Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, den ich Dir nie vergessen werde. Aber sage mir,“ fügte er verschmigt hinzu, „hast Du nicht Lust auszurücken?“

„Ob ich dazu Lust habe!“
„Aber wie zum Teufel bist Du denn zu uns gekommen, weswegen denn?“
„Wegen meiner Dummheit, weiter habe ich nichts verbroschen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Ist es nicht schade, daß Gott Dir Jugend, Kraft und Gesundheit verliehen hat, und daß Du die Welt nicht verstehst? Siehst Du, Bruder, in der Welt giebt es wohl die Sünde, aber in der Welt liegt auch das Glück und auch das Heil. Namentlich aber ist die Sünde stark. Ach, das Leben ist etwas Entsetzliches.“

„Was weißt Du davon? Grinnere Dich, daß Gott allein ohne Sünde ist und daß der Mensch deshalb mit der Sünde geschaffen ist, um nach Möglichkeit Heil zu erwerben. Aber um zu bereuen, muß man gesündigt haben, und wenn Du nicht sündigst, so hast Du auch nichts zu bereuen; und wie willst Du Dich dann retten? Um aber sündigen zu können, muß man in der Welt stehen, denn in der Welt ist die Sünde. Also was thust Du hier?“

Ich gestehe, daß ich nicht gut begriffen hatte, doch ich glaubte, gute Worte gehört zu haben. Dann fühlte ich auch, daß ich nicht wie die anderen Menschen lebte. Ich war hier wie ein Stückchen Unkraut auf einem sorgfältig bebauten Felde. War es da nicht besser, mit der Sünde in der Welt zu leben, als dieses elende Dasein zu führen?

Aber wie sollte ich leben? das war die Frage. Und vor allen Dingen, wann wird man mich in Freiheit setzen?

„Das ist meine Sache,“ versetzte der Einarmige, „ich habe für Dich gebetet, und es ist mir gelungen, Deine Seele aus dem Dunkel zu reißen, in dem sie

schmachtet. Wenn Du mir gehorchst, so werde ich Dir den Weg der Neue zeigen."

"Ich werde Dir gehorchen."

"Würdest Du das beschwören?"

"Ich schwöre es."

Er hatte sich vollständig meines Geistes bemächtigt. Hätte er mir gesagt, ich solle mich ins Feuer stürzen, ich hätte mich ins Feuer gestürzt; hätte er mir gesagt, ich solle mich ins Wasser werfen, ich hätte mich ins Wasser geworfen.

Bald milderte man seine Strafe, indem man ihn in den gemeinsamen Saal brachte. Nichtsdestoweniger hielt er sich beständig abseits, wie ich. Spötteereien und Hänseleien entrißen ihm kein Wort. Nur manchmal sah er Diejenigen an, die ihn so neckten, und dann schwiegen selbst die Frechsten und neigten das Haupt.

Dann kam eines Tages der Staatsanwalt in die Kanzlei, ließ sich den Einarmigen vorführen, und eine halbe Stunde später erschien dieser wieder heiter und fröhlich, von den Hand- und Fußfesseln frei und neu eingekleidet. Auch der Beamte sah ganz zufrieden aus.

"Man hat ihn also irrtümlich verhaftet," dachte ich, "daß man ihn sobald losläßt." Das stimmte mich traurig, denn ich sollte von Neuem allein bleiben. Er suchte mich mit den Augen und machte mir ein Zeichen, näher zu treten.

"Erzellenz," sagte er zu dem Staatsanwalt in heiterem Tone, "ist es nicht möglich, den Fall dieses vollständig unschuldigen Burschen zu beschleunigen?"

"Wie heißest Du?" fragte mich der Staatsanwalt.

"Fedor Silin."

"Ach ja, ich weiß, er ist nicht zu verurtheilen, denn die Dummheit verurtheilt man nicht. Man sollte ihn nur vor die große Pforte führen und ihm eine gehörige Tracht Prügel verabreichen, damit er nicht wieder die Nase in Dinge steckt, die ihn nichts angehen. Doch die Untersuchung muß fortgesetzt werden und ich hoffe, er wird in acht Tagen aus dem Gefängnis entlassen werden."

"Umso besser," versetzte der kleine Alte. Dann nahm er mich bei Seite und sagte: "Sobald Du herauskommst, verlange in meinem Namen Arbeit bei Iwan Zakaroff, auf seinem Pachtbause Kildjess, und vergiß nicht Deinen Schwur."

Dieser Zakaroff nahm mich gut auf und stellte mich auf der Stelle ein.

"Wo ist der Einarmige?" fragte ich.

"Der reißt in Geschäften."

Das Gesinde war nicht besonders zahlreich. Außer mir war nur noch der Pächter, sein Sohn, ein großer, junger Mensch, und sein Diener da. Es waren Leute von strengen Sitten, sie rauchten keinen Tabak und tranken keinen Schnaps, es waren echte Altgläubige. Was Kuzma, den Knecht, anbetraf, so war er ein schwarzköpfiger, blöder Gesell, so dunkel fast wie ein Neger. Sobald er nur auf der Landstraße das Klingeln einer Troika hörte, sprang er ins Gebüsch. Besonders der Einarmige flüchte ihm eine große Furcht ein. Kaum bemerkte er ihn von Weitem, als er im Gehölz verschwand, und man mochte ihn noch so viel rufen, er gab kein Lebenszeichen von sich. Doch man wußte, daß er sich stets an demselben Orte versteckt hielt, und wenn der kleine Greis ihn abgefahrt hatte, dann folgte Kuzma ihm wie ein zahmes Lamm und gehorchte ihm auf einen Wink und auf einen Blick.

Der Einarmige kam nicht oft, und wenn er kam, so geschah das nur, um einige Worte mit dem Pächter zu wechseln. Er sah mir einen Augenblick bei der Arbeit zu, doch wenn ich näher trat, um ein wenig zu plaudern, dann hatte er niemals Zeit.

Ich hatte fast nichts zu thun, wurde sehr gut behandelt und erhielt auch gutes Essen. Selten ließ man mich mit den Reisenden fahren, diese Arbeit besorgte fast immer die Herrschaft mit Kuzma bei Nacht, und gerade dieser Mangel an Thätigkeit, diese abspannende Eintönigkeit ließ mich nach und nach in einen Zustand der Erschlaffung verfallen, und ein dumpfes, tödtliches Fieber untergrub meine Gesundheit.

So lebte ich seit sechs Wochen, als ich eines

Tages, von der Mühle heimkehrend, die Isba voller Leute sah. Als ich das Pferd abgespannt und in den Stall gebracht, ging ich nach dem gemeinschaftlichen Zimmer, als der Herr mir entgegenkam und schnell zu mir sagte: "Komme nicht herein, warte, bis ich Dich rufe."

Vergerlich streckte ich mich auf dem Hafer in der Scheune aus, doch es war mir unmöglich einzuschlafen. Ich kletterte bis unter das Fenster, rechte mich, so viel wie nöthig war, in die Höhe und wollte sehen, was man denn eigentlich im Hause trieb.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. An der Tafel saß der Untersuchungsrichter, vor ihm lag ein Stück Papier, ein Pintensaß stand dabei, eine Flasche Schnaps, kurz Alles, was man zur Untersuchung braucht. Auf der Bank gegenüber saß der Einarmige, die Arme auf dem Rücken gefesselt, während die Haare bis auf die Wimpern niederfielen; seine Augen glänzten wie glühende Kohlen. Er machte auf mich einen so schrecklichen Eindruck, daß ich mit einem Sage zurückwich.

Es war im Herbst, am Himmel zogen die Sterne auf. Der Fluß grollte wüthend, und der Wald schloß sich seinen Zorneslauten an. Ich setzte mich am Ufer nieder, ließ die Beine über das Wasser baumeln, und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. O, diese Augen, dieses entseßliche Bild!

Nach ziemlich langer Zeit kehrte ich trotzdem auf meinen Beobachtungsposten zurück, denn die Neugier war stärker als ich. Es trat Jemand in das Zimmer, es war der Sekretär des Untersuchungsrichters. Als er an dem Einarmigen vorüberging, sagte er in ruhigem Tone: "Guten Tag, Iwan Aleksejeff."

Der Andere warf ihm einen wüthenden Blick zu, doch da Zakaroff ihn am Kermel zog, um ihm einige Worte ins Ohr zu flüstern, so schlug er sofort die Blicke nieder.

Der Beamte, dessen Augen bereits im Nausche leuchteten, fragte den Neueintretenden: "Kennen Sie diesen Mann?"

Damit stieß er ihn mit dem Ellenbogen an, so daß Alle es sehen konnten.

"Nein, es ist das erste Mal, daß ich ihn sehe," versetzte der Gerichtsschreiber.

"Ist dieser Mann," fuhr der Richter in ernstem Tone fort, "nicht Iwan Aleksejeff, gebürtig und wohnhaft in diesem Bezirk, dem man den Beinamen 'der Einarmige' gegeben hat?"

"Nein, das ist er nicht."

Der Beamte kitzelte etwas auf ein Papier, das er mit lauter Stimme vorlas.

Er erklärte, er befände sich Iwan Aleksejeff gegenüber, doch keiner seiner Nachbarn erkenne ihn als denselben, und er selbst habe Papiere zur Hand, welche bezeugen, daß . . . usw. usw.

Nun, ich wußte, was ich zu halten hatte, denn ich wußte auch, aus welchen Leuten sich die Anwesenden zusammensetzten; es waren alles Freunde und Schuldner Zakaroffs, fast seine Leibeigenen.

Alle zogen sich zurück und der Einarmige wurde von seinen Banden befreit.

"Pferde, schnell!" rief der Beamte, nachdem er noch soeben mit leiser Stimme mit dem Angeklagten geplaudert hatte.

Ich schlüpfte schnell in meine Scheune zurück, und endlich versank der Tag wieder in tiefes Schweigen; Alles war schlafen gegangen. Plötzlich ertönte ein Glockenläuten in der Ferne, das nach und nach näher kam. Bald fuhr eine Troika in den Hof und ein Kutscher brachte Reisende. Jedenfalls werden sie die Nacht hier zubringen, dachte ich, und schlummerte ein. Die Stimme des Einarmigen und Zakaroffs weckten mich sofort wieder auf. Die beiden Männer standen am Eingang der Scheune, drei Schritt von mir, und ich hörte, was sie murmelten.

"Wo ist denn Kuzma?" fragte der Alte.

"Sobald er Leute gesehen hat, ist er entflohen; er wird jeden Tag ein bißchen verrückter."

"Und Fedor?"

"Bei seiner Rückkehr aus der Mühle habe ich ihm verboten, die Isba zu betreten. Er schnarcht wohl in seinem Winkel, ich bin überzeugt, er hat nichts gesehen."

"Es wäre Zeit, ihn aufzuklären."

"Bist Du seiner so sicher?" fragte der Pächter. "O gewiß, das ist ein einfältiger Mensch, der mir blindlings gehorchen wird. Da ich mich für einige Zeit entfernen werde, so mußt Du den Burschen vorbereiten."

"Ja, weißt Du, er gefällt mir aber garnicht."

"Ich wiederhole Dir, ich kenne ihn ganz genau. Er ist ein einfältiger Mensch, wie wir ihn gerade brauchen. Entledige Dich Kuzmas; so wie er geworden ist, kann man von ihm keine vernünftigen Dienste mehr verlangen, im Gegentheil, er kann uns gefährlich werden, und Du wirst nicht bereuen, ihn durch meinen Koloß ersetzt zu haben."

Er rief mich, ich wagte nicht zu antworten; da kam er nach meinem Lager und kniff mich in den Arm.

"Steh auf, mein Sohn," sagte er in sanftem Tone. "Steh auf und spanne die Pferde an die Telega, Du hast Reisende fortzuführen. . . Uebrigens, Du erinnerst Dich doch noch an Deinen Schwur?"

"Ich erinnere mich."

Ohne daß ich wußte, weshalb, klapperten meine Zähne, ein eifriger Schweiß lief mir den Rücken herunter und meine Hände zitterten.

"Mach schnell, die Reisenden haben es eilig."

Ich zog den Wagen heraus und dann die Pferde und spannte die Troika an. Die Kestle war mir wie zugeschnürt.

Der Alte sattelte mit seiner gesunden Hand sein kleines, graues Pferd, das so fromm wie ein Hund war. Dann sprang er in den Sattel, rief Zakaroff ein Wort zu und sprengte nach dem Walde, dessen Baumgipfel der Mond schon mit seinem Lichte übergoß.

Nun stieg in die Troika eine noch junge Frau mit drei kleinen Kindern, von denen das älteste vier Jahre alt zu sein schien, während das jüngste kaum zwei Jahre zählte. Sie ließ mich in der Isba, ehe sie einstieg, neben sich Platz nehmen, goß mir Thee ein und fragte:

"Diese Begenden sind doch ruhig, oder ist hier etwas zu befürchten?"

"Ich habe nie von etwas gehört!"

Sie hatte viel Gepäck, bezahlte reichlich und die ganze kleine Familie war sehr gut geteilt. Wir fuhren ab, doch kaum waren wir auf die Landstraße hinausgefahren, als das Gespann sich bäumte. Es ist Kuzma, der aus dem Gebüsch hervorspringt und hohulachend auf mich mit dem Finger deutet. Ich versehe ihm einen Dieb mit der Peitsche und erkläre der Dame, was für ein Ibiot dieser Mensch wäre. Sie beruhigt sich nur halb und ich höre eins der Kinder weinen. Als der Weg sich dem Walde zuwendet, kommt es mir vor, als wenn Ragen sich mir am Herzen krallen. Es ist mir, als höre ich Pferdegetrappel, das mir entgegenkommt. Ich kann nicht daran zweifeln, es ist das graue Pferd des Einarmigen. Was thut er hier, der Alte, und warum hat er mich an meinen Schwur erinnert?

Die Dame fragt mich in nervösem Tone, ich antworte ihr nicht, und sie schweigt schließlich, athemlos und bleich.

Der Weg wird immer enger und undurchbringlicher, rechts und links der dunkle Wald, uns gegenüber der Teufelsfinger, der sich drohend emporreckt und auf den die Troika zufährt.

Bei der Wegkrümmung erhebt sich kerzengerade im Sattel der Einarmige, und seine Augen starren mich drohend an. Die Zügel fallen mir aus den Händen, und als wir bei dem Pferde angelangt sind, bleibt mein Gespann ganz von selbst stehen, als wäre es schon seit langer Zeit daran gewöhnt und darauf eingelebt.

"Fedor," sagt der Alte, "steig ab."

Ich stiege ab und er ebenfalls. Er tritt näher, nimmt mich bei der Hand und führt mich zur Thür der Troika. Dann giebt er mir etwas Kaltes und Schweres — eine Art, in die Hand und sagt: "Sündige, um bereuen zu können, zuerst die Frau, ein tüchtiger Hieb auf den Kopf." Die Unglückliche deckte die Kinder mit ihrem Körper und richtete ihre großen, flehenden Augen auf mich. Auch die Kinder sahen mich starr vor Entsetzen an.

Ich wende meinen Blick ab, der auf den des Einarmigen fällt. Ein schrecklicher Jörn steigt in mir auf, und er fühlt das auch und wird blaß. Ich zögere und suche, ob nicht ein laises Mitleid in seiner Seele wohnt.

„Gewiß, ich will sündigen, und sollte ich auch nicht bereuen. Gewiß, ein guter Dieb auf den Kopf!“

Ich schwenke die Art aus Leibeskräften, der Mann stürzt nieder, ohne auch nur noch aufstöhnen zu können, und Gott verzeihe mir, ich stoße seinen Leichnam wüthend fort; es ist mir, als räche ich mich auf diese Weise über die Herrschaft, die das Ungeheuer über mich ausgeübt hatte.

Zataroff kam mit verhängten Jügeln und erhobenem Gewehr herbeigesprengt. Ich stürzte auf ihn zu und hätte ihn auch wie den Anderen niedergemacht, wäre er nicht noch zur rechten Zeit zurückgeritten.

Wieder steige ich auf den Bock und peitsche auf die Pferde los, doch sie rühren sich nicht. Das graue Pferd steht doch immer auf der Landstraße und wartet als wohl dressirtes Thier auf seinen Herrn. Ich bekrenze mich, steige wieder ab und will es am Zügel fassen, um es bei Seite zu ziehen. Es widersteht, bäumt sich und schlägt aus.

„Herrin, verlasse den Wagen, ich habe Furcht, meine beiden Pferde könnten durchgehen.“

Sie steigt hastig mit den Kindern aus; ich führe die Troika bis zur Wegkrümmung zurück, nehme wieder meine Art auf und gehe auf das graue Pferd los. Und auch das muß ich niederschmettern, ein guter Dieb auf den Kopf. Wenn ich daran denke, sträuben sich mir jetzt noch die Haare.

Am hellen Tage setzte ich meine Reisenden vor der Bürgermeistererei des nächsten Dorfes ab. „Nacht mit mir, was Ihr wollt,“ sagte ich zu den Behörden, „ich habe eben einen Menschen getödtet.“

Die Frau mochte Alles noch so schön erzählen, wie ich ihr und ihren Kindern das Leben gerettet hatte; sie mochte sich noch so viel entrüsten, bitten und flehen, man fessele mich. In einem Augenblick, als Niemand auf mich Acht gab, fing sie an, meine Bande zu lockern. „Laß,“ sagte ich zu ihr, „meine Sache hängt jetzt von der Gerechtigkeit der Menschen und der Gottes ab. Beide werden über meine Schuld urtheilen.“

„Nun, was kann denn Dein Verbrechen sein?“
„Der Ehrgeiz, der mich trieb, die anderen Menschen zu verachten, der mich unter die Banditen trieb, deren Leben auch ich führen mußte.“

Sie drückte mir die beiden Hände, bevor sie mich verließ, vergeblich wollte ich mich ihr entziehen, da sprang mir das älteste der Kinder von selbst an den Hals, das jüngere ahnte ihm nach, und sie hob das jüngste in die Höhe, damit seine Lippen meine Wange berührten. Und meiner Treu, ich konnte mich nicht begwingen, ich schluchzte und heulte. Die gute, kleine Dame wandte sich wieder zu mir und sagte: „Wenn es nur ein wenig Gerechtigkeit auf der Welt giebt, so werden wir Dich schon aus Deiner Noth befreien. Sei überzeugt, man wird Dich nicht vergessen.“

Ach nein, sie vergaß mich nicht, denn hätte sie mit ihrem Manne nicht Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, ich säße heute noch hinter Schloß und Riegel.

Zuerst lenkte es die Aufmerksamkeit auf mich, daß sie mir fünfhundert Rubel geschickt hatten, und der Richter ließ mich sofort in die Kanzlei führen.

„Wie viel würdest Du geben, um freigelassen zu werden?“ fragte er mich ohne Weiteres.

„Man soll mich nach dem Gesetz beurtheilen,“ erwiderte ich empört.

„Dummkopf, Du stehst nicht vor dem Gesetz, Du stehst vor der Behörde; Du weißt doch recht gut, daß ich Dich hinschicken kann, wo es mich gut dünkt. Uebrigens, wenn wir uns an das Gesetz halten, so giebt es nur zwei Arten, Deinen Fall auszulegen. Du hast dieser Dame und ihren Kindern das Leben gerettet, das ist gewiß eine gute Handlung. Doch die Sache hat noch ein anderes Aussehen.“

„Welches denn?“ fragte ich erstaunt.

„Nun, sieh Dich doch nur an, Du bist ein Niese

und habtest es mit einem Greise zu thun, der noch schwächer als ein Weib und noch obendrein einarmig war. Wenn Du die Wahrheit sprichst, daß er Dich zum Verbrechen trieb, warum hast Du Dich dann nicht begnügt, ihm die Hände zu fesseln und ihn der Polizei zu überliefern? Mit welchem Rechte hast Du Dich zu seinem Richter aufgeworfen?“

„Nun,“ versetzte ich, „wenn meine gute Handlung mein Verbrechen anslöscht, so lasse man mich frei; ist aber mein Verbrechen stärker als meine gute Handlung, so verurtheile man mich, wie ich es verdiene.“

„Da Du die Sache so auffaßt, mein Täubchen, so faule hier und warte, bis man Dich vor Gericht stellt.“

Trotzdem kam eines schönen Tages von höheren Orts ein Papier — von einer Stätte, wo man nicht der Rubel bedarf, um einen Unschuldigen von einem Schuldigen zu unterscheiden, und man mußte mich freilassen.

„Und Zataroff?“ fragte ich den Todtschläger.

„Ist verschwunden; vor Tagesanbruch hatte er das von den Mänbereien erworbene Geld ausgegraben und war in den Wald gestochen. Der Pachthof brannte ab und unter den Trümmern fand man den verkohlten Leichnam des armen Kuzma. Der Sohn ist in den Bergwerken . . .“

„Doch sieh, Herr, dort geht die Sonne des lieben Gottes auf und wir sind am Ziel. Der Herr sei mit Dir.“

„Nun, Freund,“ sagte ich, ihm die Hand drückend, „tröste Dich, mein Junge, Du bist ein braver Mensch!“

Er schüttelte traurig den Kopf und versetzte: „Ich bin ein Verdamnter, und die Verdamnten locken die Raben auf ihr Haupt herbei.“

IV.

Zwei Monate später mußte ich nach N. . . zurückkehren. Als ich im Hofe meines alten Freundes, des Posthalters, abstieg, kam auch gerade der Untersuchungsrichter an und verlangte schleunigst Pferde. In der vorigen Nacht war im „Teufelsfinger“ ein Verbrechen begangen worden, und das Opfer war Niemand anderes als der arme Fedor Silin. Der Beamte willigte ein, mich in seinem Wagen mitzunehmen; während die Troika aus der verächtlichen Schlucht zuführte, erzählte ich ihm, was ich von dem Unglücklichen wußte. Wieder sah ich in Gedanken die riesenhafte Gestalt mit den ernstesten Zügen, die alte Lebensfalte zwischen den Brauen, und in den Augen jenes mürrische Träumen. Wieder erinnerte ich mich an die letzten Worte, die der Stützer zu mir gesprochen hatte: „Der Verdamnte beschwört die Raben auf sein Haupt herab.“

Sie flogen jetzt — die Raben — um seinen armen Kopf herum unter der Wölbung, deren Schatten das ganze Leben Fedors verbüßert hatten.

Die Sonne ging gerade unter, als wir unser Ziel erreichten. Der ungeheure Felsen reckte sich in den Abendhimmel empor, die Luft war ruhig, und der Wald schlief in unbeweglichem Schweigen, ohne daß ein Hauch das sichtbare Brüllen des unsichtbaren Stromes hörte.

Einige Muscheln wachten bei dem Leichnam, doch als sie uns bemerkten, erhoben sie sich von dem Feuer, vor dem sie bis dahin gefanert hatten, und nahmen ihre Flügel ab.

„Ihr habt doch nichts angerührt?“ fragte der Beamte, den ich begleitete.

„Wir haben den Todten nur ein bißchen gebettet, doch das Thier haben wir nicht angerührt.“

Das Thier war das gute, graue Pferd, genau wie das des Einarmigen, auf dem Fedor stets nach Hause zurückritt. Man hob die Decke ein wenig auf, die man über den Leichnam gelegt; die blaffen Züge erschienen ruhig und endlich von der düsteren Qual befreit; während die glanzlosen Augen gen Himmel starrten.

Der Untersuchungsrichter trat hinzu und ließ das Tuch ganz fortnehmen, und nun sahen wir, daß die Brust nach allen Richtungen von Arthieben durchsetzt war, von denen man ihm die meisten augenscheinlich noch nach dem Tode beigebracht hatte. Die

Raubvögel hatten ihre Nache an dem Manne, der einst ihren Hauptmann erschlagen, vollauf gefättigt.

Der „Teufelsfinger“ aber streckte sich schrecklicher als jemals empor und schien sich über den Tod des Unglücklichen zu freuen, der seinem gährenden Schlunde so viele Opfer entzogen hatte.

Heinrich Heine.

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Von G. Macash.

Su allen politisch unruhigen Zeiten hat es Charaktere gegeben, in denen sich der Geist ihrer Zeit aufs Getreueste wiederpiegelte, Persönlichkeiten, welche gleichsam der Spiegel für alle die großen und kleinen Ereignisse ihrer Zeit waren. Und gerade in solchen Zeiten des Kampfes ist es gewesen, wo die Charaktere über das normale Maß hinauswuchsen und, von den Ereignissen getragen, eine Bedeutung erlangten, die sie in Perioden friedlicherer Entwicklung vielleicht nicht erlangt hätten, und ihren Werth in Werken fund gaben, die sie zur Zeit des Friedens nie geschaffen hätten.

Aber gerade von solchen Persönlichkeiten hat fast stets die Nachwelt ein seltsames und fremdartiges Bild: ein Bild, das nicht das innerste Wesen Jener repräsentirt, sondern gleichsam den ungeheuren Schlagschatten, den die niedergehende Sonne der Zeit auf Jene geworfen hat. Um so mehr ist aber auch bei einer späten Beurtheilung solcher Dichter oder Künstler die äußerste Vorsicht geboten, und wer sich eine klare Vorstellung von dem wirklichen Wesen und der wirklichen Bedeutung dieses oder jenes Künstlers der Vergangenheit machen will, muß in erster Linie diese Vergangenheit selbst fragen, wie viel sie dazu beigetragen hat, einen Geist, einen Charakter gerade so und nicht anders zu gestalten.

Während bis zur Mitte dieses Jahrhunderts in der deutschen Dichtung die Romantik blühte, während die Dichter, dem Leben und der Wirklichkeit entrückt, von alten Ritterburgen träumten, von fahrenden Sängern, zarten Edelfräulein, blauen Blumen und seltsamen Fabelthieren, Drachen, Niesen und Zwergen — während dieser Zeit erhoben sich die Völker Europas gegen den Absolutismus, gegen die Tyrannei, und kämpften den heißen Kampf um die Freiheit. Es war eine schwere Zeit, in der das Licht mit der Finsterniß rang, eine Zeit des Jubels und der Hoffnungslosigkeit, eine Zeit der Tücke und der siegreichen Zuversicht.

Damals waren es zwei deutsche Dichter, Beide Juden, Beide, aus der Heimath vertrieben, in der Fremde lebend, in deren Werken sich der Geist der Zeit und jeder Wechsel der Geschichte wiederpiegelte. Der Eine von ihnen trat erst am Abend seines Lebens in den politischen Kampf, der Andere nahm ihn mit voller Jugendkraft auf. Der Jude Ludwig Börne und der Jude Heinrich Heine. Aber während Jener mit aller Kraft und allem Ernste des Mannes auf den öffentlichen Schauplatz trat und, als er erst seinen inneren Beruf gefunden hatte, diesen bis zum letzten Athemzuge vertheidigte und vertrat, wurde der Andere gar bald, statt ein Führer der Ereignisse zu sein, ein Spielball derselben, der, von einem Volke des Denkens und Fühlens zum anderen getrieben, nirgends Ruhe fand, nirgends ein Ziel, an dem er hätte Halt machen können.

Die Stellung Heinrich Heines in der deutschen Literatur ist nur zu oft der Gegenstand der heftigsten Polemik gewesen. Und auch heute noch haben sich die Stimmen nicht vereinigen können. Und selten hat man über einen Dichter von großer Bedeutung so wenig objektiv, so heftig persönlich geurtheilt, wie über Heinrich Heine. Bis ins Maßlose verirren sich Lob und Tadel; und während er Vielen als der größte deutsche Dichter gilt, trotz aller Verkirrungen seines Genies, halten ihn ebenso viele für den größten Harlekin der deutschen Literatur, trotz aller Vorzüge seines Genies. Dem ruhigen Betrachter aber muß dieser erbitterte Kampf der Meinungen heute seltsam erscheinen, heute, wo es so leicht ist, alle die sich kreuzenden Fäden aus dem

Leben Heines zusammen zu ziehen, heute, wo Jeder, über den Ereignissen jener Zeit stehend, sich ein langames und kühles Bild von all Dem machen kann, was Heine geschaffen hatte, was er war, was er nicht war, und was er jetzt noch und für alle Zeiten ist.

Hundert Jahre sind es nunmehr, seit in Düsseldorf dem jüdischen Kaufmann Samson Heine sein erstes Kind, Heinrich Heine, geboren wurde. Als Datum gilt der 13. Dezember. Ueber das Jahr aber schwanken die Angaben. Heine selbst gab als Geburtsjahr 1799 an. Aber er hat sich wohl nur des Witzes wegen zwei Jahre jünger gemacht.

Seine Jugend verlebte Heine in Düsseldorf, wo er bis 1814 das Lyceum besuchte. Nach einer kurzen Lehrzeit als Volontär in einem Bankgeschäft zu Frankfurt a. M. besuchte er 1819 die Universität zu Bonn, 1821 zu Berlin und 1825 vollendete er seine juristischen Studien in Göttingen, wo er auch zum Doktor der Rechte promoviert wurde. Schon im Jahre 1827 erschienen seine ersten „Gebichte“ bei Dümmler in Berlin. In diesem Verlage erschien auch zwei Jahre später sein erstes größeres Werk, die beiden Tragödien „Almansor“ und „William Ratcliff“, sowie das „Lyrische Intermezzo“. Diese Arbeiten bekundeten schon die bedeutendste dichterische Kraft, fanden aber wenig Anerkennung und wurden von verschiedenen Autoritäten heftig angegriffen. Als Heine in den Jahren 1826 bis 1828 auf Reisen ging und das Resultat derselben in zwei Bänden „Reisebilder“ und einem Gedichtbände, „Buch der Lieder“, dem Schönsten, was er je geschrieben hatte, niederlegte, erwarb er sich die nöthige Erbitterung und Feindschaft, um als Dichter zur Geltung kommen zu können. In den Reisebildern bekundete er auch zum ersten Male jenen wunderlichen Gang, aus der momentanen Laune heraus alle Erscheinungen des Lebens zu betrachten und alle Standpunkte der Beurtheilung zu verrücken. Und hier begann er, jenen überzeugungslosen Spott an Allen zu üben, was ihm mißfiel, ob es hoch oder niedrig, erhaben oder gemein war, jenen ägenden Spott, mit dem er in seinen späteren politischen Schriften Alles übergoß und Alles parodirte: und nicht zum Wenigsten sich selbst.

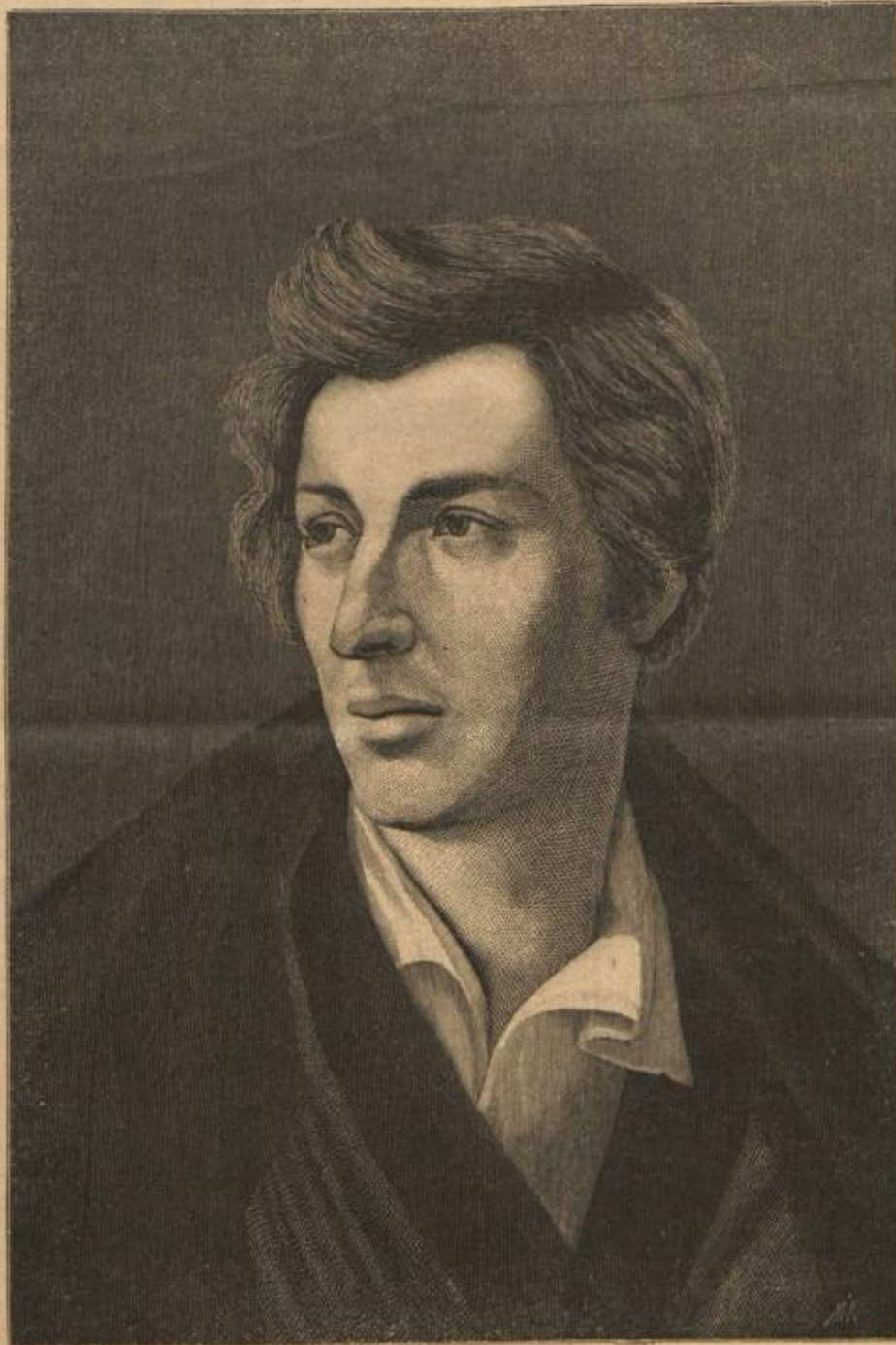
In den Jahren 1828—1830 erschienen: der dritte Band der „Reisebilder“ und die „Englischen Fragmente“. Beide Werke waren nicht darnach, den Daz, den sich Heine im Vaterlande zugezogen hatte, zu mildern. Und so sah sich der Dichter 1830, veranlaßt durch den Beschluß des Bundestages, der alle Werke der „Jungen Schule“ verbot, der auch Heine angehörte, gezwungen, nach Paris zu übersiedeln, das auch bis zu seinem Tode sein bleibender Aufenthalt wurde. Dies war der bedeutendste Wendepunkt in seinem Leben, denn von da an nahm Heine den Kampf gegen das damalige Deutschland auf, den Kampf, den er so schmächtig führte und in dem er zum Verräther an Allen und an sich selbst wurde. Denn in diesem politischen Kampfe hat Heine nie etwas gezeitigt, was wirklich für die Entwicklung und die soziale Zukunft von Bedeutung gewesen wäre, in diesem Kampfe hat er nicht gegen die wirklichen Feinde der Freiheit und des Fortschrittes, sondern,

ein Don Quixote der Literatur, gegen Windmühlen und eingebildete Gefahren gekämpft, und nicht mit den ehrlichen Waffen der Ueberzeugung gekämpft, sondern mit den Spielzeugen seiner Phantasie, mit den Masketen des Spottes, der Ironie und des Sarkasmus. Er meinte zu tödten, wenn er lächerlich machte, er meinte abzuwehren, wenn er sich selbst hinter allen Mauern der Doppelzüngigkeit verbarg. Im Jahre 1833 erschienen „Französische Zustände“, eine Anzahl einzelner Artikel, die ein lebendiges, wenn auch unwahr verherrlichendes Bild von dem politischen Leben in Frankreich unter der Regierung des Königs Louis Philipp gaben. Heine selbst giebt an, daß seine höchste Absicht dabei gewesen sei, durch

an, sondern mit den Augen des schaffenden Künstlers, der sich seine politische Welt erst gestaltet, um dann in ihr all seine künstlerische Freude, seinen künstlerischen Schmerz zu empfinden. Und so heuchelte Heine sich selbst ein Reich von Freuden und Schmerzen vor, an das er insgeheim nicht glaubte, in dem seine Seele auch nichts fühlte. Die Welt mit ihrem ganzen damaligen Treiben kümmerte ihn nichts, aber er wollte sich selbst nicht eingestehen, daß sie ihn nichts kümmere. So entstand auch — aus dem Suchen nach Gefühlen und Empfindungen — 1831 der „Salon“, 1835 das Werk „Zur Geschichte der Philosophie und Religion in Deutschland“, welches letzteres neben den trefflichsten und geistfunkelndsten Betrachtungen die größten, aus bizarrer Laune heraus entstandenen Geschmacklosigkeiten enthält. Hier wie in den späteren polemischen Schriften hat der Leser die bitter unangenehme Empfindung, als ob Heine, was er eben Warmes und Herzliches geschrieben, sofort wieder bereue und durch einen Spott über diese seine Gefühle unschädlich zu machen suche. Und so verleugnet er nachträglich oft seine tiefsten Empfindungen, sei es, daß er ihre Unrechtheit erkennt und sich darum selbst Lügen strafte, sei es, daß er sie hinter der Maske der Ironie noch tiefer verbergen möchte. Und so ist er äußerlich von der größten Ehrlichkeit, während ihm innerlich seine Lüge zum Bewußtsein kommt und er die Lüge durch eine neue Lüge verbergen muß, um wenigstens mit seiner Lüge für ehrlich zu gelten. Seine Gefühle sind unwahr und aus den Gedanken heraus geschöpft, oft aus einer äußerlichen ästhetischen Betrachtung heraus, aber er sucht sie wahr zu machen, indem er sie nachträglich verspottet. Aber sie bleiben unwahr und wahr bleibt nur der Hohn, der an dem Grab seiner Empfindungen steht und mit verzerrter Miene eine hürleste Leichenrede hält.

Aber mag man diesen Mangel an ernster und ursprünglicher Empfindung beurtheilen wie man will: gerade dieser Mangel war es, der Heine zum Bewußtsein seiner Seele brachte und hies von Neuem dazu zwang, seine ganze nackte Seele mit all ihrer Größe und Schwäche, mit all ihrer Tiefe und Seichtheit zu offenbaren, so daß er der erste große Realist geworden ist, der auch die Verstecke seiner Seele aufdeckt und ihr in alle die geheimsten Schlupfwinkel der Menschlichkeit nachfolgt; der große Realist, der sich nicht scheut, seine erlogenen Ideale zu entlarven und zu zertrümmern; der große Realist, der in seiner Schwäche und Ohnmacht, in seinen tausend nagenden Zweifeln und Widersprüchen, in der ganzen wunderbaren Sinnlosigkeit seiner Gedankengebäude und in den tausend lieblichen Luftschlößern seiner krausen Phantasie, dem Erbe der romantischen Dichterschule, der er entwachsen, seinen Werth und seine Menschlichkeit erkannt — er, der Erste, der es gewagt hat, an den Thoren seiner eigenen Weltanschauung zu rütteln und in die Couliissen der eigenen Lebenskomödie hineinzuschauen.

Im Jahre 1837 verwickelte sich Heine in einen heftigen Kampf mit Adolf Menckel, dem Bannerträger des Deutschthums gegen die Franzosen. Das Buch der „Dennunziant“ war das Resultat dieser



Heinrich Heine.

Gegenüberstellung Frankreichs die schmäbliche Lage Deutschlands zu beleuchten und dadurch zur Befreiung seines Vaterlandes beizutragen. Aber so unwahr die Absicht, so verfehlt der Zweck. Heine war es, trotzdem er die Liebe zum Vaterlande immer und immer wieder in prunkhaften, pathetischen und oft widerlich rührseligen Phrasen kund that, niemals um das Vaterland zu thun. Er liebte Deutschland ebenso wenig, wie er Frankreich liebte: aber er liebte es, sich als Märtyrer für sein Vaterland hinzustellen. Seine Rolle in dieser Komödie liebte er, weil sie ihn mit einem Glorienschein umgab, der seine ungeheure Eitelkeit befriedigte. Aber auch das künstlerische an diesen patriotischen Tiraden liebte er, denn er war durch und durch Künstler und sah die Welt niemals mit den Augen des kalten Politikers

Fehde. Obgleich es eine meisterhaft geführte Polemik enthält, widert auch hier wie in einer früheren aber unbedeutenderen Polemik gegen den Grafen und Dichter Platen der persönliche Ton an, der Heine nur zu oft verleitet, über Kleinlichkeiten, ja verleumderischen Nebensächlichkeiten das große Ziel zu vergessen, das er sich vorgesteckt hat.

Liebe und behutsamer Zartheit, die ihm sonst nur in seinen Liedern eigen ist, sucht er die Seelen der Romantiker aus den schönen Verstecken ihrer Träumereien und Phantasien hervor und breitet über die Gespräche, die er mit ihnen führt, ein trauliches Dämmerlicht.

So annüthig die „Romantische Schule“, der

einigen sehr während im ernstlichen Vorwürfen, die Börne kurz vor seinem Tode über die geistige und politische Charakterlosigkeit Heines gemacht und die die Feindschaft der beiden Männer zur Folge hatten. Blicke damals Börne in den Schranken der vornehmsten und überlegtesten Kritik, so artete später Heine in seiner Polemik aus und scheint von dem



Phyllis. Modellirt von D. Greutacoffe.

In die Jahre 1838—40 fallen zwei neue Werke. Zuerst „Die romantische Schule“. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, nach Lanne Allen Alles abzusprechen, und zu urtheilen, ohne mit normalen Maßen zu messen, sucht sich Heine in diesem Buche in das Wesen und in das Weltbild der Menschen zu versehen, die er charakterisirt. Und hier bei be- kundet er ein inniges und wahres Verständniß für die oft seltsamen Naturen der Romantiker. Mit

es zwar auch nicht an bitteren, ägenden und ungerechten Seitenhieben fehlt, so widerwärtig das kurz darauf erschienene Buch „Ludwig Börne“. Hier giebt Heine in großen Zügen das Leben und die Wirksamkeit seines großen Zeitgenossen. Es erschien nach Börnes Tod und trägt den Stempel der Gehässigkeit auf der Stirn. Unter der Maske des ehrlichen Kritikers bemüht sich Heine, die Bedeutung Börnes systematisch zu untergraben, basirend auf

Gedanken getragen zu sein, als wollte Börne seinen Ruf und seine schriftstellerische Wirksamkeit untergraben. Wie immer, giebt er auch hier einer flüchtigen und gänzlich unpersonlichen Angelegenheit eine immense und persönliche Bedeutung, die seiner Citelkeit schmeichelt und einen Nimbus um ihn zu verbreiten beizumut sein soll. Diese Polemik hatte aber auch eine neue mit Gutzkow im Gefolge und beide trugen dem ohnehin verbitterten, kranken und mit aller

Welt zerworfenen Dichter statt des erhofften Beifalles nur neue, wenn auch ungerechte Verdächtigungen müßiger Feinde ein.

In das Jahr 1844 fallen zwei kleinere, poetisch-satirische Werke: „Alta Troll“ und „Deutschland. Ein Wintermärchen“. Im farbenprächtigsten Gewande wahrhaft poetischer Kraft sind sie aber nicht viel mehr als politische Harlekins, die die Schellen schlagen und um nichts große Sprünge machen.

Mit dem Jahre 1848 begann Heines körperliches Leiden, das ihn von nun ab nicht mehr verließ. Nahezu acht Jahre war der unglückliche Dichter verdammt, die namenlosesten Schmerzen zu ertragen, die seinen Körper festelten, während sein Geist ungebrochen thätig blieb bis zum Ende. Mehr als seine unglückliche und fatale politische und gesellschaftliche Stellung mag wohl Jedem dieses Leid mit einem Manne versöhnen, der schöner und harmonischer zu einer anderen Zeit hätte leben können, den aber das Schicksal niemals im Leben zur Ruhe und zum stillen, gekühtesten Schaffen kommen ließ, sondern mit Neid, Mißgunst, Verleumdung und Krankheit verfolgte, gleichsam höhrend über ihn, der Alles verhöhnt hatte. Das letzte einheitliche Werk aus dieser Zeit ist eine Sammlung neuer Gedichte unter dem Titel „Romanzero“. Es sind Gedichte aus der „Matragengruft“, wie Heine selbst sein Krankenlager nannte. Und das Kennzeichen seiner unheimlichen Krankheit tragen auch die Gedichte des „Romanzero“, in dem sich neben den schönsten und rührendsten Liedern die traurigsten Erzeugnisse einer zerfetzten Menschenseele befinden, das Letzte und das Wahrste aller Werke des großen Künstlers, den schon dreißig Jahre vorher Ludwig Börne im hundertneunten der „Briefe aus Paris“ so wahr gezeichnet hatte, wie er sich selbst nie zeichnen konnte bis in die späten Tage seines Lebens. Dort sagt Börne von ihm:

„... Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinen Anerkennung fehlt ihm nur seine eigene. Weil er oft etwas Anderes sein will, als Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fliehet er ins Schrankenlose hinab und es trinkt ihn der Sand. — Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön. — Wie kann man je Dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr, etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn“ in lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. — Gibt es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Vogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Wig unterdrücken, und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft erscheint, wo er lachen, demüthig, wo er spotten möchte, so merkt es Jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. —“

Aber so wahr auch das Urtheil Börnes über Heine ist, so hat er doch die innersten Motive zu dem Wesen Heines und seiner Entwicklung nicht begriffen. Diese protensartige Natur, die nichts glaubte und nichts heilig hielt, der sich oft tiefe Aeußerungen der Frömmigkeit entragen, um sofort in einem Sturzabende sicherer Blasphemien unterzusinken, diese nie zur Ruhe kommende Natur, die heute den Jakobinern zujubelte und morgen einen Hymnus auf die Aristokraten sang —: sie konnte sich nicht anders gestalten, als sie sich thatsächlich gestaltet hat. Gerade weil Heine mit seinem Herzen nie an den Ereignissen der Gegenwart hing, war er im Stande, an allen Ereignissen vorbeizuschauen, das Schöne in ihnen hervorsuchend, das Unschöne abstoßend, ein Träumer, der von seinem

Weltraume nur so viel erzählt, wie ihm in der grauen Morgendämmerung davon übrig geblieben ist. Daher der ewige Wandel, daher die fehlende Einheit in ihm und das unentwirrbare Knäuel der heterogensten Ueberzeugungen und Stimmungen.

Aber wie tief mußte es den unglücklichen, frankten Dichter erbittern und verstimmen, daß man ihn gerade in diesem, sein innerstes Wesen betreffenden Punkte zeitlebens mißverstand und sein einzigstes Können übel deutete. In seinen Briefen spricht er sich oft in rührenden Klagen darüber aus, und diese Briefe sind auch zum größten Theile das Schönste ihn überlebende Dokument seines Werthes. Dieses, was uns an seinen Werken unverständlich dünken will, was uns daraus mit hohlen, frankten Augen angrinst und was sich wie ein breiter, tückischer Dämon über das schöne Ganze lagert — dieses große Räthselhafte findet oft in den Briefen seine Lösung. Und wer ihn erst wahrhaft kennen gelernt hat, kann ihn nicht mehr verkennen wollen.

Heinrich Heine starb am 19. Februar 1856. Ueber seine letzten Tage schrieb seine Wärterin, Catherine Bourlois, an Gustav Heine:

„Herr Heine mußte ganze Nächte im Bette sitzend zubringen. — Mittwoch, den 13. Februar, arbeitete mein armer Herr volle sechs Stunden, was er bereits eine ganze Woche aus Schwäche unterlassen hatte. — Zu wiederholten Malen äußerte Herr Heine: Ich fühle mich glücklich, daß ich meine gute Schwester noch einmal gesehen habe, denn ach, Catherine, ich bin ein tochter Mann. — Am Sonnabend verschlimmerte sich sein Uebel noch mehr. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort: „Schreiben“. Ich verstand ihn nicht, antwortete aber „Ja“. Dann rief er: „Papier — Bleistift!“ Dies waren seine letzten Worte. Die Schwäche nahm zu, der Bleistift entfiel seiner Hand, ich richtete ihn auf. Krämpfe stellten sich ein. Qualvolle Pein malte sich in seinen Zügen und der Todeskampf ging zu Ende. Herr Heine behielt bis zum letzten Augenblicke sein volles Bewußtsein.“

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fehltrüders. Von F. Niebed.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

(Fortsetzung.) Die Rinderpest.

Du, Raubmörder, wenns g'fällig is . . .
„Sag ihm nur, der Scharfrichter will ihn sprechen!“
„Du, hörst, der Scharfrichter will Dir guten Morgen sagen.“

Der aufmunternden Fußtritte hätte es nicht bedurft, um mich zum Aufstehen zu bewegen, ich war bereits beim ersten Anruf erwacht und wäre von selbst aus meinem Strohhalm geschlüpft. Durch das ein wenig geöffnete Scheunenthor lugte der Morgen und blies ein empfindlich rauher Wind; in der Scheune regierte noch die Finsterniß. Meine sieben Kriegsgeliebten machten mobil; sie kleideten sich in großer Eile an, jammerten, daß sie vielleicht zu spät kommen könnten, wimmerten dabei vor Kälte und fanden allerlei Ursache zum Fluchen und Schimpfen. Einer behauptete, ihm seien die Fußklappen gestohlen worden, ein Anderer fand nur einen Stiefel, ein Dritter beklagte sich in ergreifenden Worten, daß sein Waffenrock als Fuchshaut benutzt worden sei. Ich rüstete indessen gleichfalls und verwandte eine besondere Sorgfalt auf die Verpackung meiner Wunden und immer noch schmerzenden Füße. Beim Suchen nach dem fehlenden Stiefel bekam einer der Krieger mein Schwert in die Hände. „Dahie, Scppel, is Dei Laitschen!“ rief er und warf dem Kameraden einen meiner Stiefel zu. „Der Striezi da, der Raubmörder, hat ihn gemoppelt!“

„Ja freilich is dös mei Stiefel!“ rief der Kamerad und trat mit meinem Eigenthum an die Thordöffnung, um es bei Licht zu besichtigen. Da mochte ihn einer der klaffenden Risse des Oberleders

höhnisch angegrinst haben, denn mit einem wildschmerzlichen Fluche schleuderte er meinen schuldlosen Tritling an das hintere Thor. Die ganze Bande lachte vergnügt und schadenfroh; ich aber mußte über den Strohhalm klettern und im Dunkeln herumtasten, und ich war froh, daß ich nicht lange zu suchen hatte.

Ein junger Mann kam und lud zum Frühstück ein, und ein Weilchen später waren die Soldaten soweit gerüstet, daß sie der Einladung nachkommen konnten. Ich erhielt Befehl, mitzugehen. Wir traten in eine geräumige, verräucherte und schmucklose Bauernstube und wurden von der Wirthin freundlich begrüßt. Sie erkundigte sich, ob uns während der Nacht kalt gewesen sei, und erzählte nochmals, daß „oben“ ein Karouffelmanne wohne, weshalb sie uns habe kein Zimmer anbieten können. Wir nickte sie wiederholt lächelnd zu; jedenfalls aus Dankbarkeit dafür, daß ich sie während der Nacht nicht ermordet oder ihr nicht die Wirthschaft angezündet hatte. Sie lud mich auch zu Tisch ein und wies mir einen Platz an.

Auf einem großen Tische dampfte eine mächtige Schüssel Suppe; daneben stand eine kleinere Schüssel mit einem Berge appetitlich lodender Pellkartoffeln, auch Brot und Butter war vorhanden, und außerdem verkündete die Hausfrau, daß für Suppenverächter ein ganzer Topf voll Kaffee bereit stände.

„Erst die Supp'n, und hernacher a Kaffee,“ schlug ein Kriegsmann beherzt vor und fand damit allgemeinen Beifall.

„Aber nu dreinham, Gott verdammi mi, sonst kömmt der Korporal und pfeift!“

Wir hieben drein, namentlich ich; denn ich befürchtete, daß das österrische Kaiserreich geneigt sein werde, die an mir begonnene Entsetzungsaktion im Laufe des Tages fortzusetzen. Das Frühstück war schnell beendet, und als wir uns dann in Eile verabschiedeten und ausrückten, fühlte ich mich in leidlich guter Verfassung.

Die Dorfstraße war von Militär belebt; einzelne Trupps rannten unschlüssig hin und her und fragten, wo sie sich hinzuwenden hätten, andere wiesen nach dem bezeichneten Richtung. Auch unsere Leute waren bezüglich des Versammlungsortes im Zweifel, schlossen sich aber nach einigem Zögern einem anderen Häufchen an und gelangten bald an den richtigen Ort. Außerhalb des Dorfes, unmittelbar hinter den letzten Häufchen, erfolgte die Aufstellung. Unser Korporal war bereits zur Stelle; er kam uns einige Schritte entgegen und erwiderte dem Morgengruß mit einem kräftigen Horngepöhl. Damit der Trompeter nicht wieder unnötig blase, werde er nächstens ein Schod alte Weiber beordern, auf daß sie der Faulbande die Ohrlöffel einmal gründlich aussehene.

Er mochte wohl nur aus Gewohnheit schimpfen, denn wir waren keineswegs die Letzten auf dem Plage, und wir mußten nahezu eine halbe Stunde dort stehen und frieren, bis endlich als allerletzte Mann der Meile angeschritten kam. Von Weitem erdröhnte seine Stimme: „Noch nich fertig? Sakra, die richtige Kuhheerd!“

Und als er mich erblickte: „Was? Den b'schundenen Brotaffen da habt Ihr noch nich auf'n Ast gehängt? Schmeißt ihn ins Wasser, wenn sa Strick da is! A Schand für uns, so a Saubagabund!“

Er rannte an uns vorüber, und mehrere Soldaten drehten ihm Nasen oder streckten die Zunge nach ihm aus. Ich hörte sagen, daß er am Abend zu viel „g'lossen“ habe und deswegen nun zu spät komme. Der Herr „Leutnant“ dürfte das nicht wissen, sonst würde er ihm derb die „Nasen putzen“.

Gut, daß wir endlich in Bewegung kamen! Das Stehen in der kalten Frühmorgensluft war zuletzt ganz unerträglich geworden. Das war ja Dezemberkälte!

Wieder marschirte ich inmitten zweier Leibgardisten am Schluß des Zuges. Am Abend zuvor hatte ich aus dem Munde der Soldaten vernommen, daß ich nach Sachsen ausgeliefert werden solle; jetzt erfuhr ich aus der Unterhaltung meiner Vordermänner, daß in Böhmen und auch in Sachsen die Rinderpest herrsche, und daher die Grenze durch Militär ab-

resperret werde. Sie erzählten das nicht ernsthaft; sie hatten einen billigen Witz entdeckt, den sie, da solche Entdeckungen bei ihnen rar zu sein schienen, viele Tausend Male in verschiedenartigen Wendungen wiederholten und belachten, und aus den Worten, die drum und dran gesprochen wurden, erfuhr ich, welchen Zweck der militärische Marsch hatte. Der Witz bestand darin, daß von jedem Soldaten, der niesen mußte, oder der irgend ein Zeichen des Unbehagens von sich gab, behauptet wurde, er sei von der Seuche angesteckt, und man wisse nun, zu welcher Thiergattung er gehöre. Gern hätte ich auch noch gewußt, weshalb ich an die Sachsen ausgeliefert werde, doch das wußten die Soldaten jedenfalls selber nicht. Zu meiner Beruhigung nahm ich an, daß ich nicht unter dem Verdachte eines Verbrechens, sondern nur deshalb ausgeliefert werde, weil ich keinen Auslandspaß besaß. Ein wenig Bangen flüchte mir jedoch die Frage ein, weshalb ich vom Militär an die Grenze befördert wurde, anstatt von der Polizei; ich konnte mir nicht gut denken, wie eine Militärbehörde dazu kommen sollte, den Transport eines zur Ausweisung bestimmten Handwerksburschen zu übernehmen.

Nach etwa halbständigem Marsche erreichten wir ein Dorf und stießen dort auf eine andere Militärabtheilung. Sie marschirte ab, als die unsere ankam, und beide winkten einander Grüße zu. Auf der Dorfstraße erwartete uns ein Offizier. Er gebot Halt, und die Soldaten blieben stramm stehen, bis sie sich auf ein neues Kommando oder Zeichen hin „rühren“ durften. Der Offizier sprach einige Minuten mit dem Niesen, betrachtete dabei die Mannschafft und befahl dann den Weitermarsch. Er selbst blieb stehen und musterte die Reihen, die an ihm vorüberzogen. Als er mich sah, trat er an mich heran und fragte: „Wer sind Sie?“

Ich blieb stehen und erwiderte: „Ein reisender Handwerksbursche. Mein Name ist . . .“

„Ach so, das ist der Mensch, von dem ich die Papiere bekommen habe?“ wandte er sich an den Korporal, der gleichfalls stehen geblieben war.

Der Korporal bejahte die Frage.

„Weshalb geben Sie ihm denn zwei Mann Bewachung?“ fragte der Offizier unmutig. „Das ist ja lächerliches Komödientenspiel! Lassen Sie ihn frei! Der geht von selbst mit an die Grenze.“

Meine Leibwache wandte mir den Rücken; auch der Korporal eilte dem Zuge nach, und einsam schritt ich hinterdrein.

Da kam der Offizier nochmals an mich heran. Er begehrte zu wissen, weshalb ich ausgewiesen werde.

„Das weiß ich nicht!“ erwiderte ich. „Gern möchte ich wissen, weshalb.“

„Werden Sie drüben vom Gericht gesucht?“

„Nein! Ich vermute, daß der österreichischen Polizei mein Paß nicht genügt. Ich habe nämlich keinen Auslandspaß.“

„Das vermute ich auch. Wo sind Sie her?“

Ich gab ihm Auskunft, und er stellte noch weitere Fragen, weshalb und auf welche Weise ich nach Böhmen gekommen sei, ob ich mich ärgere, daß ich nach Sachsen zurück müsse, und wo ich mich drüben hinzuwenden gedente. Währenddessen folgten wir, Seite an Seite, der marschirenden Abtheilung nach, ungefähr fünfzehn Schritt von ihr getrennt. Bei der Beantwortung seiner Fragen fügte sich von selbst, daß ich einzelne Wandererlebnisse erzählte; er schien sie kurzweilig zu finden und ich mußte immer weiter erzählen. Plötzlich jedoch, mitten in einem abenteuerlichen Berichte, überreichte er mir eine Zigarre und ramte davon, zu seiner Truppe. Ich wußte, weshalb er sich so rasch verabschiedet hatte. Wir waren in die Nähe einer Ortschaft gelangt, und angesichts der Dorfbewohner hielt er es für würdiger, vor strammen Soldaten herzumarschiren, als hintenau neben einem zerlumpten Kunden. Ich nahm ihm diese Verlängerung unserer jungen Freundschaft nicht übel, sondern war unendlich vergnügt, in ihm einen mächtigen Gönner gefunden zu haben.

Eine Zigarre hatte er mir geschenkt! Boy Hagelschlag, wie eine solche Ehre wohlthut, wie gehoben sich das Herz dabei fählt! Als wir eines Sonntags als Stifte auf den Festungswällen in Reisse

spazieren gingen, trat ein Offizier an uns heran und bat meinen Freund Johann, der schon damals ein leidenschaftlicher Raucher war, um Zigarrenfeuer. Mit einer Ruhe, als sei er an derartigen feinen Verkehr gewöhnt, bot ihm Johann seinen Tabakstengel dar und der Offizier setzte den seinen damit in Brand. Wie haben wir in unserer Einfalt den Johann beneidet, und wie erhaben ist er uns vorgekommen! Wie sehr war ihm die Ehre zu Kopfe gestiegen, und wie verächtlich hat er uns an jenem Tage behandelt! . . . O, wir dummen Jungen! . . . Da ist es denn doch etwas ganz Anderes, wenn man von einem Offizier eine Zigarre dargeboten erhält! Und hier war es sogar ein österreichischer Offizier. Das verlieh dem Ereigniß noch eine besonders interessante Bedeutung. Mit vielem Stolz auch redete ich mir ein, daß er unter meiner zerklüfteten Außenhülle die gebildete Persönlichkeit entdeckt hatte. Wie hätte er mich sonst so höflich behandelt und mir eine Zigarre anbieten können! Das Schönste dabei war, daß sich einige Soldaten nach uns umgeschaut hatten und dadurch Zeugen des Schenkungsaktes geworden waren. Mochten sich die beiden umgehobelten Kerls, die mich Tags zuvor auf dem Transport so schauerlich behandelt hatten, an solcher Bildung ein lehrreiches Exempel nehmen!

Den Genußwerth des edlen Krautes Tabak hatte ich noch nicht würdigen gelernt. Ich lebte der Ueberzeugung, daß alle Raucher Betrug an sich selbst begehen, indem sie sich wider besseres Wissen einreden, daß der Rauch einer Zigarre angenehmer sei, als beispielsweise der Rauch von verbrannter Milch oder von verbrannten Haaren. Meinem festen Glauben nach verdiente keine dieser drei Rauchsorten den Vorzug — eine war mir so entsetzlich, als die andere. Auch ich hatte als Stifte meine Rauchstudien getrieben, und ich dachte mit Schrecken daran, als ich die schwarze und seltsam lange Blattrolle, die mir der Herr Offizier geschenkt hatte, zwischen den Fingern hielt und betrachtete. Aber ich faßte auf alle Gefahr hin den Entschluß, die Zigarre zu rauchen. Die Soldaten sollten sich darüber ärgern; sie sollten sehen, daß ich weder ein Raubmörder, noch ein Saderlump war, sondern Anspruch auf Respekt besaß, und ungefähr dasselbe sollte durch die brennende Zigarre dem am Wege gaffenden Volke gelehrt werden. Ich brauchte ja nicht zu rauchen; der große Zweck war schon erfüllt, wenn sie nur brannte. . .

„Ist vielleicht einer der Herren so freundlich, mir ein bißchen Feuer zu geben?“

„Feuer willst haben? Schlag' Dir ins Aug', da giebt's Funken.“

„Der Herr Offizier hat mir eine Zigarre gegeben!“ sagte ich stolz, um den Spötter niederzuschmettern.

„Feuer sollst haben! Hier hast' Feuer.“ sprach ein Anderer und reichte mir eine Zündholzschachtel. „So'n Bettelnazi, der sogar unserm Herrn Leitnant eine Zigarre abbettelt, muß Feuer haben!“

„Gebettelt hab' ich nicht!“ rief ich grob.

„Nur g'schnorrt!“

„Er hat sie mir freiwillig gegeben, und wenn Sie's nicht glauben, will ich ihn herrufen, damit Sie ihn fragen können!“

„Halt a Gusch, Spitzbub!“ fuhr mich der Korporal an.

Mit der brennenden Zigarre im Munde marschirte ich strammen Schrittes im letzten Gliede. Hagelbiß prasselten Wiße des schlimmsten Kalibers auf mich los, und bis in die vordersten Reihen pflanzte sich die Kunde fort, daß der „Raubmörder“ rauche. Der ganze Heerbann lachte, und immer aufs Neue redeten die Krieger, sich umwendend, die Häk, um mich zu sehen. Anfangs ärgerte ich mich und war empört, und um meine Männlichkeit darzutun, passie ich voll tödtlicher Berwegenheit in kräftigen Zügen; bald aber hielt ich es für gut, den Leuten den Spaß zu gönnen und mitzulachen. Das war das Vernünftigste und ich fuhr dabei am besten. Die Wiße und Bosheiten waren zumeist harmloser Art, und da ich sie willig über mich ergehen ließ, gerieth ich zu den Soldaten in ein neues, recht gemüthliches Verhältniß. Sie betrachteten mich als lustige Figur, die sie nur anzusehen brauchten, um Ursache zu

Scherz und Gelächter zu haben; schühten mich aber gleichzeitig als ein verträgliches Wesen, das schon werth sei, daß man ihm einen Gefallen erweise. Wenn sie sich fortan an der Flasche stärkten, ward auch mir ein Schluck angeboten, und die Antheile, die sie mir von ihren Speisevorräthen gewährten, oder gewähren wollten, hätten hingereicht, ein hungerdes Nilpferd zu sättigen. Als wir nach vierständigem Marsche in einem Dorfe anhielten und beide Wirthshäuser belagerten, wollte sich die Korporalschafft, zu der ich mich zählte, das besondere Vergnügen machen, mir einen Rausch einzulößen. Jeder verlangte, ich solle aus seinem Glase trinken; ich jedoch hatte mit meinem Ohr von ihrer Absicht Kenntniß erlangt und hütete mich vor Schaden. Das fiel mir um so leichter, da ich eine natürliche Aversion gegen geistige Getränke jeder Art besaß. Meine Sprödigkeit brachte mir neuen Spott ein; die Freundschaft aber litt darunter nicht.

Daß ich die Zigarre nicht zu Ende geraucht hatte, war ein Segen. Schon die wenigen Rauchwolken, die ich ihr entlockt hatte, waren meinem Organismus nicht gut bekommen, und wie leicht hätten jene Soldaten Recht haben können, die mir, als sie mich rauchen sahen, furchtbare Dinge prophezeiten!

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende vom Haberfeld.

Von Hans Narius.

Die oberbayerischen Volksgerichte, genannt das „Haberfeldtreiben“, dürften mit ihren romantischen und unromantischen Eigenheiten bereits zur Genüge auf feuilletonistischen Wegen bekannt geworden sein. In ein mehr oder minder geheimnißvolles Dunkel waren diese angeblich längst ausgestorbenen, in der That alljährlich wiederkehrenden Behmgerichte allerdings gehüllt; allein nun hat auch die Deffentlichkeit immer näher an das Geheimniß herangeleuchtet und theils imponirend große, theils abstoßend kleinliche Züge in einer Einrichtung aufgedeckt, die von unnahbarer Höhe herabgestiegen und gealtert war. Diese Beleuchtung geschah einerseits auf juristischem, andererseits auf schriftstellerischem Wege: jenes durch endlich, nach jahrelanger Vergeblichkeit endlich geglückte Verhaftung und Aburtheilung von Treibern, dieses durch eine Veröffentlichung, die vor Allem für unser Interesse die Hauptsache bringt, die verlesenen „Nügeverse“.

Nachträglich läßt sich jetzt erkennen, was vorher wohl nur die Nächstehenden gemerkt haben dürften: daß nämlich die Ausübung jener Sitte seit Längerem von ihrem altherwürdigen Charakter eingebüßt. Von dem wohlgefügt „Habererbund“ mit intimen Ueberlieferungen und Regeln und mit einem oder mehreren Haberfeldmeistern scheint, nach den Eröffnungen in jenen Prozessen, kaum mehr viel übrig zu sein. Hatte seinerzeit ein solcher engerer Bund jene volksthümliche Gerichtsbarkeit ausgeübt, so scheint später die Gesamtheit der ortshemischen Bevölkerung daran theilhaftig gewesen zu sein. Aus jüngerer Zeit stammt die Antwort eines Bauern auf die Frage, wer Alle theilhaftig seien: „Jeder, der nicht will, daß ihm getrieben wird.“ Das ist keine „Behme“ mehr. Die strenge Gebundenheit von früher hatte einer Willkür, das patriarchalische Element, das in der anschließlichen Theilhaftigkeit verheiratheter Männer lag, dem Uebermuth vorwiegend von ledigen Burschen Platz gemacht.

Diese strenge Gebundenheit von früher wird uns aber erst dann so recht erklärlich, wenn wir sehen, wie seinerzeit die Theilhaftigen nicht etwa einem Drang nach persönlicher Unterhaltung, sondern einer Gewissenspflicht nachzukommen überzeugt waren, und wie das bayerische Haberfeldtreiben doch nichts Anderes war, als ein besonderer Fall einer allgemeinen, weit und unter den mannigfachsten Formen verbreiteten Sitte, nämlich der des Nügegerichts, von der wir einen anderen Sonderfall sogar in dem kleinen Strafgericht haben, das über die Kinder als „ein richtiges Kinder-Haberfeldtreiben“ am Tage des heiligen Nikolaus ergeht (6. Dezember). In diesem Sinn wird uns die ganze Erscheinung erklärlich

und erklärt durch das hübsche Büchlein von Dr. Oskar Panizza: „Die Haberseldtreiben im bayerischen Gebirge. Eine sittengeschichtliche Studie. Berlin. S. Fischer Verlag. 1897“ (102 Seiten 8^o). In einer Illustration dazu sehen wir eine Schlingenscheibe, auf der ein Haberseldtreiben nach älterer Art abgebildet ist, mit daruntergeschriebenen Rügeversen. Das Buch selbst stellt seine geschichtliche Betrachtungsweise der jetzt üblichen gegenüber, nicht als gleichberechtigt, sondern als Erweis dafür, welcher Mißgriff jene andere Betrachtungsweise ist.

Mit dieser geschichtlichen Betrachtung führt es uns weit zurück, und zwar überall dahin, wo sich die Spott- und Mägelust des Menschen, zumal in schlicht einfachen Verhältnissen, zu besonderen Sitten entwickelt. Das Meiste davon gruppirt sich um den Abschluß der Ernte, und eine weite Menge von mythologischen Anknüpfungen macht für uns alle diese Sitten, diese Symbole, diese Rügeverse zu einer eigenen nationalen Welt, die freilich in fremden Kulturen ihre Seitenstücke hat, einschließlich des französischen „Charivari“, dem das deutsche „Crawall“ („Grewoi“ bei den Habernern) entspricht. Wotans „Wilde Jagd“ lebt in solchen dahindraufenden Gepflogenheiten weiter, und Wotans Nachfolger im Legendentwesen, Karl der Große, wird von den Habernern als ihr Auftraggeber angerufen.

Andererseits hat das bayerische Haberseldtreiben einen örtlich eng umgrenzten Boden zwischen Inn und Isar. Erst in späterer Zeit hatte eine kleine örtliche Ausdehnung stattgefunden; seit 1894 kamen auch jenseits der Isar solche Treiben vor, wobei freilich nicht leicht zu unterscheiden ist, ob es sich jeweils um ein „echtes“ oder um ein „nachgemachtes“ Treiben handelt, gleichsam um „Putzche“ gegenüber einem Aufstand oder Krieg. Wurde doch sogar in einer ganz anderen Gegend, an der bayerisch-württembergischen Grenze, gegen Ende Februar 1896 ein Treiben „nach allen Regeln“ veranstaltet. Mit der unverfälschten Uebersetzung hingegen haben wir es zu thun, wenn wir hören, wie man seinerzeit jener Sitte entgegengetreten ist. König Ludwig I. hatte 1833 „auf Allerhöchste unmittelbaren Befehl verordnet, daß künftighin eine Einschreitung gegen die alte Sitte des Haberseldtreibens nur insofern stattzufinden habe, als solches im Interesse der öffentlichen Ordnung absolut nöthig ist.“ Oder wenn wir von der unbedingten Strenge der Geheimhaltung lesen und überhaupt von allen den Opfern, Bemühungen und Neugiergefühlen, die dieser „sittlichen Institution“ entgegengebracht werden: Das Treiben erscheint so als „keine etwa von den altbayerischen Burschen separat geübte, besonders grausam ausgeübte oder regierungsfeindlich gemeinte Einrichtung, sondern es steckt mitten in den altdeutschen Sitten und Gebräuchen drinn, aus denen es mit tausend Fasern herausgewachsen ist und von denen es sich in der Abgeschlossenheit der Berge in ähnlicher Weise erhalten hat, wie auf seinem Gebiet das „Oberammergauer Passionspiel“ aus einer Zeit, da jedes Dorf sein Passionspiel hatte. Verlässliche Gewährsmänner stehen ebenfalls auf dem Standpunkt, „daß erst das Einschreiten der bewaffneten Macht den Landfriedensbruch herbeiführt, während das Haberseldtreiben, an und für sich betrachtet, einfach ein Sittengericht ist und bleibt.“ „Und wie die germanische Religion von dem aufstrebenden Christenthum als Gözen- und Teufels-Dienst, so wird heute im Militärstaat das Haberseldtreiben als „Verbrechen“ deklarirt,“ umso mehr, als es sich hier auch um einen Gegensatz zwischen römischem und deutschem Rechtsbewußtsein zu handeln scheint.

Mit einer Menge von „Protokollen“, d. i. eben den verlesenen und gedruckt ausgestreuten Rügeversen, schließt jenes Büchlein; hier zeigt sich auch, wie weit es den dabei beteiligten Bauern gelungen ist, ihre eigene Mundart und ihre örtlichen Verschiedenheiten in einer möglichst streng „phonetischen“ Schreibart wiederzugeben. Ohne zahlreiche Weglassungen ausstößiger Stellen gieng dabei allerdings nicht ab; selbst von einem eigenen, früher vollständig veröffentlichten Satz des Autors ist ein gefährliches Stück ausgefallen, so daß nur die Worte bleiben:

„Der Kaiser Karl von Unterschberg schätze fernerhin alle muthigen Männer in Deutschland.“

Das Buch war gerade recht gekommen, um dem Publikum Bescheid in einer Sache zu geben, die nun auf den Anklagebänken einen allmäligen Tob zu finden scheint. Alle behördlichen Bemühungen, einen Haberner zu „erwischen“ oder aus einem erwischten Haberner die gewünschten Aufschlüsse herauszubringen, waren bisher vergeblich gewesen, trotz aller Wahrscheinlichkeit der Haberner, die sich z. B. nicht schenten, einmal in ihren Verwimmungen das Dorf auf Fahrrädern zu durchziehen. Die Jahre 1896 und 1897 haben nun eine größere Reihe von Verhaftungen, Anklagen und Verurtheilungen gebracht. Ein Theil davon betrifft jedenfalls nur unechte Krawalle; ob der andere Theil wirklich mitten in den Kern der Sache hineingegriffen hat, wird nicht ganz leicht zu entscheiden sein; und zwar schon wegen der vielfältig behaupteten Entartung der Sache in den letzten Zeiten, dann aber auch wegen mancher nicht verlässlicher Zeitungsberichte, die es jetzt ebenso mit den Stärkeren halten, wie sie es seinerzeit mit anderen Stärkeren gethan.

Die Hauptverhandlung vor dem „Landgericht München II“ fand Ende Oktober 1896 statt und galt einem größeren Treiben, das vor Jahresfrist bei Sauerlach, also schon nicht mehr im eigentlichen ältesten Habernerkreis abgehalten worden war. Angeklagt waren — einschließlich des Bürgermeisters von Sauerlach — zweiundfünfzig Männer, darunter nur zehn Berheirathete, die Meisten waren „vorbestraft“ und zwar zum Theil wegen eines früheren Treibens. Die einzelnen Züge, die bei der Verhandlung zum Vorschein kamen, zeigen zunächst die Bemühung, die Sache in der „kommentmäßigen“ Weise, zumal ohne irgend eine Schadenersatzung, zu erledigen, zeigen aber auch manches Forcirt beim Zustandekommen des Ganzen. Mehrere der Burschen konnten mit den Gewehren nicht umgehen und brachten erst dadurch Gefahr in die Sache. Und nicht bloß radikale Stimmen wiesen dabei hin auf das überlieferte Wesen des echten Haberseldtreibens, bei dem keinerlei „Anleitung“ nöthig sei, das sich nach hergebrachten Normen vollziehe, und bei dem jeder Theilnehmer das thue, wozu er von vornherein entschlossen ist. Diesen bestimmten und ruhigen Charakter machte das ganze dabei entrollte Bild gerade nicht. Der Staatsanwalt konnte darauf hinweisen, daß manche der Angeklagten sich als Opfer eines Mißbrauchs betrachteten und durch ihre Bestrafung zu seinem Abkommen beizutragen hofften. Und der eine von den Vertheidigern zählte das Haberseldtreiben bereits zu den Todten. Die Schwurtreue sei gebrochen, und das Haberseldtreiben sterbe an seiner Zwecklosigkeit, da heute das Unrecht anderswie an die Oeffentlichkeit zu bringen sei. Für einzelne da und dort vorgekommene Ausschreitungen dürfe aber keineswegs die jetzt überlebte Sitte verantwortlich gemacht werden. Schließlich wurden fast alle Angeklagten vom Gerichtshof nicht von einem Schwurgerichtshof wegen „Landfriedensbruch“ zu Gefängniß bis zu drei Jahren verurtheilt, das Reichsgericht verwarf die Revision und die Presse spielte zum Theil mit dem Gefühl des Aufstommens der öffentlichen Meinung gegenüber den „Verbrechern“. Hingegen trat die demokratische „Münchener freie Presse“ für die „Vertreter der Volksjustiz“ lebhaft ein, was eine Verurtheilung ihres Redakteurs wegen „groben Unfugs“ zur Folge hatte.

Ende Dezember 1896 kam ein, allerdings ziemlich unechtes, Treiben zur Verhandlung, das im September 1895 bei Reiß-Nying (nicht weit von der Stätte des vorerwähnten) stattgefunden hatte. Im Allgemeinen gieng die Sache diesmal wie früher. Denkwürdig sind daraus die von dem einen Vertheidiger geäußerten Worte des Hauptvertheidigers bei einer ähnlichen Anklage vor etwa zwanzig Jahren: „Ich weiß nur Eines: Ich war Mitglied der Gesetzgebungscommission, die den § 125 geschaffen hat, und es ist uns garnicht eingefallen, das bayerische Haberseldtreiben unter diesen § 125 zu subsumiren.“ Was denn auch damals zu einem sofortigen Frei-

spruch — allerdings vor Geschworenen — geführt hatte. Diesmal geschah wieder eine Verurtheilung zu Gefängniß in ähnlicher Höhe wie das vorige Mal. Nicht viel anders gieng Ende Februar 1897 die Verhandlung über ein Treiben bei Steinhöring aus, das gleichzeitig mit dem Sauerlacher abgehalten war. Hier wurde von staatsanwaltlicher Seite u. a. gesagt: „Gerade dadurch, daß verschiedene Schriftsteller und Volksredner ihrer Phantasie die Zügel schießen ließen und diesen Unfug verherrlichten, kam es, daß ihm die Haberner huldigten.“ Derselbe Vertheidiger, der schon bei den früheren Verhandlungen für eine Erkennung des eigentlichen alten Gebrauchs eingetreten war, kennzeichnete das diesmalige Treiben als eines von den entarteten „modernen“. Die Verurtheilungen giengen bis zu ein Jahr neun Monat. — Mehrere weitere Prozesse fanden noch bis in den Herbst 1897 hinein statt, zuletzt der wegen des großen Treibens bei Wiesbach im Oktober 1893, bei dem ein Genarm schwer verletzt worden war.

Wahrscheinlich wird zunächst in jenen Geenden ziemlich Ruhe sein. Allein wenn einst die Haberner am Tegernsee das nächste Treiben für dreißig Jahre später angekündigt hatten, dann die Zeit über dort sich ruhig verhielten, schließlich aber ihre Zusage genau eingehalten haben, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn diese todtgesagte Erscheinung plötzlich wieder in aller alten Echtheit und Reinheit vor uns stehen wird.

— Zu unserem Bilde. —

Ophelia. Wie eine wehmüthig-schmerzliche Erinnerung steigt sie vor unsrem Geiste auf, diese zarte, selbst in der Nacht des Wahnsinns noch liebliche Gestalt des Shakespeare'schen Hamlet.

Gleich einer schönen stillen Blume ist sie dem Sumpfboden eines verkommenen Hofes entsprossen, um schon nach kurzem Blühen, ein unthätiges Opfer der Verhältnisse, zu sterben, zu verwelken.

Hamlet, der jugendliche Kronprinz, hatte für sie, die Tochter des Oberkammerers, eine rasende Leidenschaft gefaßt, mit Liebeschwüren, Geschenken, Begehungen sie verfolgt, geängstigt, und dann auf einmal rauh, anscheinend ohne Grund, sie von sich gestoßen und zur Zurückweisung noch Spott und Hohn gesellt.

Freilich, sie ahnte ja auch nicht, was in dem Inneren des Prinzen vor sich gegangen war; sie ahnte nicht, wie diesem sich auf einmal schrecklich das tödtliche Dunkel enthielt, das über des Vaters Tod, über der raschen neuen Vermählung der Mutter mit ihres Gatten Bruder schwebte.

Mit Grauen hatte er vernommen, daß ein Wörderpaar auf Dänemarks Thron saß, und hinfort beschäftigte nur ein Gedanke sein Hirn, der nämlich, vor dem ganzen Hofe, dem ganzen Volke die blutigen Verbrecher zu entlarven. Der Abgrund menschlicher Verkommenheit aber, der sich vor Hamlet aufgethan, ließ ihn überall nur noch schmutzigen Verrath, Niedertracht, Heuchelei erblicken, so daß auch die liebende Ophelia für ihn nur ein Bild der Lüge, der Verstellung wurde.

Sie aber, die von alledem nichts ahnte, der wie ein Sturm des Prinzen Leidenschaft das Gemüth aufgewühlt hatte, war mit einem Male aus allen ihren Himmeln gerissen. Und kaum hatte sie dieser Schlag getroffen, so folgte ihm auch schon der zweite, der Tod des Vaters, den Prinz Hamlet an Stelle des vermeintlichen Königs hinter der Tapete erstochen hatte.

Seit dieses neue Schicksal über sie hereingebrochen, unmaßigte sich ihr Geist; in stillen Wahnsinn wandelte sie einher, bald Blumen zum Kranze windend, bald in lieblich-irren Reden sich ergehend, bis sie der Zufall zu dem Rand des Baches führte, der ihr zum Grabe werden sollte. Doch lassen wir den Dichter selber reden:

Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kranze wand
Von Hahnsfuß, Nesseln, Maßlieb, Purpurbäumen.
Dort als sie ankam, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Resten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig und niederfielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit und trugen sie
Sirenen gleich ein Weilschen noch empor,
Indeß sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt es nicht,
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinterzogen in den schlammigen Tod.

Und diese letzten Augenblicke des armen Kindes sind es, die der Künstler unseres heutigen Bildes, D. Crentacosta, in wunderbar schöner Weise im Marmor festgehalten hat.

Nachdruck des Inhalts verboten!